II. Jahr. Heft 12.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Josef Viktor Widmann † / Hugo Neugebauer: Melittas Tod / Otto Alscher: Rasse / Arthur von Wallpach: Ungarische Bilder / Hans Kiene: Carl Moser / C. Dallago: Inmichschau / J. V. Widmann: Dallagos „Unsicherheiten" / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XII / Karikaturenfolge 36: Max von Esterle: Rudolf Christoph Jenny.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. November 1911. Heft 12.

Josef Viktor Widmann †

Wir haben mit ihm einen seltenen verstehenden Freund verloren. Sein Tod bedeutet uns den Wegfall eines Menschen und Dichters aus den profanen und menschenarmen Gauen der Zeitung. Eine Lücke gähnt uns an, die uns seinen Verlust noch fühlbarer macht. Wir sehen ihn auf seinem Posten alle die Jahre hindurch, sein Ausharren mit seinem redlichen warmen Menschentum unterstreichend. Denn er liebte die Kunst und wollte von ihr für die Gegenwart retten, was sich in seiner Stellung retten ließ. Nun ist sein Mund verstummt. Carl Spitteler und die literarische Schweiz trifft am schwersten das Stillwerden dieses bedeutenden schaffenden Mannes. Seine reiche Seele lebt in seinem Geschaffenen weiter. Wir denken seiner in Verehrung als eines sich freuenden Weggenossen auf unseren menschlichen Wegen zur Kunst. Und unsere Trauer, die aus Liebe und Dankbarkeit hervorging, weilt bei dem von uns Geschiedenen, und wir fühlen, wie wir ihm zugetan sind. Und möchten denken, daß er's empfinde — daß er noch da sei in irgend einer Weise. Weil wir alle noch da sein können, auch wenn wir nicht mehr sind, da wir ja nicht wissen, wer und wo wir sind.

Carl Dallago.

Hugo Neugebauer / Melittas Tod.

(Aus einer zyklischen Dichtung „Das Diadem der Melitta".)

Vor einem Tore rastet ich mit ihr,
das war mit funkelndem Metall beschlagen,
goldbraunem Erz, in das ein spitzer Stift
von Diamant mit großer Kunst geritzt
die heil'gen Zeichen des Zodiakos.
Aus Augen, groß wie Monde vor Erstaunen,
beschaute sie das Werk und deutet zag
mit Fingern drauf und lächelte dabei
wie Kinder lächeln, die zum erstenmal
das göttliche Geheimnis dunkel ahnen.
Und was dies sei und jenes, fragte sie,
und ob es gütig, ob es böse sei,
ob nah, ob ferne, ob der große Meister
im Traume dieses Werk gewirkt, ob wach,
und wer der Meister sei, der es geschaffen,
und wo er wohne, ob ich nicht zu ihm
den Weg ihr weisen wolle mit Bedacht,
daß sie aus seinem eignen Mund erfahre,
was mir Geheimnis war an seinem Werk.

Doch ich, ob ich den Künstler gleich erkannt,
verschwieg den Namen ihr, im Geist gewarnt
von jener Liebe, die Zodiakos
um Stirn und Schläfen trägt als Diadem:
„Leg ab die Binde", flehte ich zu ihr,
„denn ohne sie auch bist du, was du bist,
und schöner noch! Bedenk: ein kindisch Aug
verführt der Würde Zeichen nur zu leicht
von Würde selbst und zum Verhängnis ward
dem Sinne oft des Sinnes sinnlich Bild!"

So fleht ich innig. Doch die Liebe schwieg
und aus Betrachtung hub Melitta an:
„Wie wunderbar, daß Dunkelheit verbirgt
dem Geiste, was dem Auge hell erglänzt
und leise lockt mit Silberstrahles Ton
in tiefen Sinnes ahnungsvolle Nacht!
Nie sah ich alles dies mit diesem Aug
und dennoch, dünkt mich, sah ich es einmal,
doch wie? und wo? und wann? — o frage nicht!
Denn wußt ich's einmal, längst vergaß ich's schon." —

„Nicht grübeln sollst du", warnt ich leise sie;
„vergaßest du's, sei des Vergessens froh
und denk: auch dieses fügte weise Gott.
Des Bildes freu dich, doch des Bildes Sinn
gib demutvoll dem großen Meister heim,
der es erschuf und im Geheimnis webt
wie Menschen atmen in dem Ball der Luft." —

So warnt ich freundlich, doch Melittas Aug,
in Kreises Mitte schwebt' es festgebannt
wie jenes Urgestirn im Schoß des Alls,
das ewig ruhend All um sich bewegt.
Und in die Runde schwebt' Melittas Blick
und rührte leise jedes Bild im Kreis
und sog aus jedem Bild verborgnen Sinn
und speichert' ihn in süßer Rede auf,
der Biene gleich, die aus dem Wiegenstock,
dem dunkeln, in der Morgensonne Glanz
auf lauer Lüfte weichem Fittich schwebt
zum Tauchertanz der Blumen Rund entlang
und trunken dann von Nektar und von Gold
des Pollens schwer zum Wunderwerke eilt,
das in der Wiege Dunkel sie vollführt:

„Dich grüß ich, Löwe, in der Sonne Haus,
der du ihr unnahbares Gold bewachst
mit glüh'ndem Auge und ihr Strahlenvließ
um deinen königlichen Nacken schüttelst;
verschone mich, wenn ich vorüberschreite!
Und, die der Seelen Führer sich vertraut,
die keusche Jungfrau, die mit leichter Hand
das Los des Todes in die Schale wirft
der Wage, die ihr Liebe lächelnd reicht.
O Skorpion, dir laß ich alles Gift,
womit Natur die Sinkende begabt
zum Schutze vor der drohenden Gewalt.
Im Stachel speichr' es, den ich nie gezückt,
denn niemals kreuzte meinen Weg ein Feind
und lautern Honig lasse ich der Erde.
Dir, Schütze, Heil! Du trifft gewiß das Ziel,
denn Vater Zeus, den ich mit Honig labt
in dunkler Grotte, schärfte deinen Blick.
In meinen Honig tauche deinen Pfeil,
mit meinem Fittich flügle seinen Kiel
und schieß ihn mitten in das Herz der Welt!
Sieh, wie der Steinbock hoh und höher klimmt
auf schmalem Pfad des Lebens Berg hinan,
der Sonne winkend mit gekrümmtem Horn!
Schon spornt sie kräftiger die Rosse an
mit goldner Geißel und die steil're Bahn
des golddurchblitzten Äthers, sie erklingt
melodischer von erzner Hufe Schlag!
Und Feuer fängt des Wassermannes Bart,
der triefende, von ihres Auges Blitz:
Über dem Meere baut der Brücke Pracht
die Iris auf, die Fische schnellen sich
munter empor in goldnen Sonnenglanz,
von Golde knistert schon des Widders Vließ,

erglänzt des Stieres Horn, der mit Gebrüll
des Lebens Zeugin und Erzeug'rin grüßt,
indes das holde Zwillingsknospenpaar
in ew'ger Kindheit Rosenlicht erblüht
und in der Erde Höhle schlüpft der Krebs.

Liebliche Nymphen, die ihr singend wirkt
irdischer Wesen wechselndes Gewand
in Mondes Glanz am Webestuhl aus Stein,
der feuchten Höhle ist Melitta müd,
nach Übersonnengipfeln sehnt sie sich.
Nehmt ihr Gewebe, trennt es singend auf
und senkt es singend in der Erde Schoß,
daß Blumen draus ersprießen und der Schwarm
der weisen Schwestern nicht des Honigs darbe.
Doch sie entlaßt aus ihrer Erdenhaft.
Dem Mond entsagt sie und des Mondes Strahle,
auf dem sie zu der Erde niederglitt,
von Milch und Honig und vom Traum verlockt
irdischen Lebens, das so trügerisch
und irreführend ist und wandelbar
und treulos wie das blasse Nachtgestirn.
Der treuen Sonne schwört sie Treue zu,
den Krebs verwerfend faßt sie kühn das Horn
des Steinbocks an, der vor das goldne Tor
des Überhimmels trägt die Erdentwichne.
Dort schlägt sie all ihr Leiden an das Kreuz,
das wunderbar des Südens Nacht verklärt:
Im Silberfeuer der Gestirne schmilzt,
die jenes bilden, ihr gebrechlich Wachs
und lauter rinnt durch Licht und Glanz und Glut
Melittas Honig in sein süßes Selbst!" — —

So sprach Melitta, beugt' zurück das Haupt.
In sinnender Betrachtung stand sie lang
und ihre Hände tasteten die Luft,

Unfaßbares zu fassen, doch ihr Aug
war also trunken von des Traumes Licht,
darin sie sich enthüllte vor sich selbst,
daß ich erschrak wie jemand, den der Blitz
des eignen Schicksals in die Seele trifft.

Da hub sich einer von der Schwelle auf,
der unbemerkt bis jetzo dort geruht,
und stund, das Tor verdeckend und den Kreis
mit seiner hohen, kräftigen Gestalt.
Kein menschlich Wesen! Denn ein Flügelpaar
entschwang sich seinen Schultern und sein Schoß
verriet dem Blicke, daß nicht Mann noch Weib
des Wesens unerforschlich dunkle Macht.
Im Dämmerscheine schwelgt' der Glieder Pracht,
der sie umwittert', aus sich selbst erzeugt,
denn seines Auges Höhle schattet' Nacht.
Die Flügel schwang es, rot von Abendglut,
und an das Ohr schlug uns ein kalter Hauch,
beseelt von einer Stimme, fern und fremd,
geheimnisvoll, wie ich sie nie vernommen:

„Erschrick, Melitta, nicht, denn sieh, ich bin
der Hüter dieser Schwelle, dieses Tors,
an das die Welle deines Herzens pocht
mit Ungestüm der Liebe, die sich sehnt
zu schauen, was der eitle Schein verhehlt
und schauend Eins zu werden mit dem Sein.
O werde schauend, die du bist, die Liebe!
Dieselbe, die die Seele dir bewegt
und der Gestirne endeloses Meer,
das sie mit deines Auges Licht erleuchtet:
von innen hebt sich's, außen bäumt sich's auf,
zerstäubend in Myriaden Lebenstropfen
sinkt es zurück in sein unendlich Selbst.

Das ist die Liebe, die entinnernd sich
äußerlich wird und so vom Scheine frei,
an dem sie krankt, von dem sie so geneset,
sich selbst erlösend durch die eigne Kraft.
Ein Tropfe bist du, urgewalt'gem Meer
entschleudert und geläutert durch der Zeit,
des Raumes Not in jähem Wurf und Fall.
Im Meer versinkend wirst du selber Meer,
entäußernd und verinnernd dich zugleich.
Du trittst aus dir und siehst, was du nicht bist,
du bebst zurück und strebst zurück in dich,
wissend zu werden, was du wirklich seist?
Versink in dich, so wirst du, was du bist,
und was du nicht bist, löst sich auf in Nichts!
Denn du bist Alles! — Nichts ist außer dir,
wenn du in dir bist, denn das All bist du
und All ist Liebe, Liebe bist du selbst!
Versink in dich, verlasse dieses Spiel
mit Scheinen, glänzen sie auch noch so schön:
nur Bilder sind es und das Bild, es trügt.
Nicht über den Gestirnen wähne du
den Gott, zu dem in Liebe du erglühst,
er ist in dir und Lieb' ist dieser Gott."

Und auf die Pforte deutend, fuhr es fort:
„Durch diese Pforte trateſt du heraus,
sogleich verschloß sie hinter dir Geburt:
so wurdest unter Scheinen du zum Schein.
Da wandtest vor dem Scheine du zur Flucht
zum Wesen dich und vor der Pforte stundest
du staunend stille, deuteteſt mit Kunst,
was nur die Weisheit ganz erschöpfen kann.
Nicht menschliche. Doch lehrte diese dich,
daß Wesen Eins, das Andere der Schein,

ob gleich die Trennung deiner Kunst mißlang,
die endlich ist, denn im Unendlichen
trennt die Geburt und nach Geburt die Macht,
die mich durchdringt: zum Scheine wendet jene,
vom Scheine wende trennend ich das Wesen.
Trennende Wendung ist, was Leben nennt
der Menschen Wort, doch Gottes die Erkenntnis.
In Schicksals Angeln ruht des Tores Erz,
das ewig starr von Außen Innen scheidet
jeglicher Macht, nur jener nicht und mir:
nach außen stößt es öffnend jene auf,
nach innen öffne stoßend ich das Tor,
den Gott erlösend, den Geburt versklavt,
daß er als Freien sich im Knechte fühle,
von sich getrennt durch das, was er nicht ist,
aus Anderem schmachte nach dem eignen Selbst,
aus leerem Schein nach voller Wesenheit.
Und also lös ich dich, da du es willst:
der Sehnsucht Drange öffne ich das Tor
zum Innersten, wo Ruh und Stille wohnt
und lös auf ewig dich von Unruh ab,
die ewig diese äußere Welt bewegt." —

So sprach das Wesen und Melitta sank
sanft lächelnd an des Unbekannten Brust:
in ihres Auges funkelndem Zirkon
bot sie der Blicke Honigopfer ihm,
er neigte sich und küßt' es lechzend auf.

Da losch in ihrem Aug das warme Licht
des frühen Lenzes aus, in spätem Frost
verwelkte jählings ihrer Jugend Blüte.
Brausenden Sturm entfacht' der Unbekannte,
die Flügel faltend um Melittas Leib,
die eh'rne Angel ächzte, gellend sprang

und Blitze flammend in mein blödes Aug
die Pforte auf und dumpfer Donner rollt',
mein Ohr betäubend, durch die Mitternacht.
Schwindel erfaßt' mich, schleudert' mich hinab
und wirbelnd sank, so deucht mich, vom Zenith
des Alls ich niederstürzend zum Nadir!
— — — — — — — — — — —
Und ich erwacht'. Und tiefes Dunkel rings
und tiefres Schweigen, tiefste Einsamkeit.
Nichts sah ich lang. — Dann dämmerte ein Kreis
und dämmert' heller und erstrahlt' im Glanz,
im sanften Silberglanz der Nachtgestirne,
die Zeichen bildend des Zodiakos.
Das Erz ertönte des verschloßnen Tors
von jener Ätherwesen Freudentanz
um eine Sonne, die der Flut entstieg
des Lebensstromes, der mit Muttermilch
ewiger Kindheit, urgezeugter Kraft
der himmlischen Gestirne Jugend nährt.

Und also tönt' zum Tanze ihr Gesang:
„Selige Geister, süßer ist fortan
und wahrhaft göttlich unsres Lebens Trank,
seit Nektar, den die Erde uns entrissen,
uns wiederbracht der allgerechte Tod!
Ihr Silberbecher, dunklen Goldes voll,
erklirret heller im Zusammenklang
der Festeslust olympischen Gelags,
daß Widerhall von Pol zu Pol sich schwinge,
mit Freude füllend die Unendlichkeit!"

So sangen jene, doch ich fiel aufs Knie
und drückt die Stirne an des Tores Schwelle —
mit Staub und Asche deckte Sturm mich zu.

Rasse / von Otto Alscher.

Er summte immer beim Malen. Es sang und surrte ja alles hier, die ganze Landschaft und jedes lebende Wesen. Der hohen Bäume üppiges Frühlingsgrün gab mit seinem klingenden Brausen den Takt an, dann jubelten die Vögel, schmetterten und flöteten, und wie ein weicher Gesang aus der Ferne schwebte noch das Summen der Bienen herab.

Und in diesem vor sich Hinsummen beim Malen hatte er es richtig überhört, daß sie heute wieder gekommen war. Wie er zurücktrat, um das Bild und die Skizze daneben mit zusammengekniffenem Auge in eins zu fassen, bemerkte er sie plötzlich. „Ach du!" sagte er und starrte sie verblüfft an, als sei sie etwas ganz Unfaßbares. Und schaute zu ihr nieder, wie sie hinter ihm kauerte, als wäre es ganz unglaubhaft, daß sie nun hier sei, um ihm wieder beim Malen zuzusehn.

„Bist wieder da?! Wie gehts, wie gehts?" lachte er sie an.

Doch sie schwieg und lächelte nur, denn sie, die ungarische Zigeunerin, verstand ihn, den deutschen Maler, nicht. Er nickte ihr darum nochmals zu und malte und summte weiter.

Auf einmal schwieg er. Er starrte länger als sonst die Skizze an, dann suchte er unter den Pinseln eine Zeit umher, ohne den rechten zu finden, endlich drückte er zerstreut eine halbe Tube helles Chromgelb auf die Palette, bis er, sein Ungeschick merkend, die Tube zornig in den Malkasten schleuderte. Nun dachte er: Warum kommt sie alle Tage? Sie weiß doch, daß ich sie nicht mehr male. Ich kann doch nicht einen Monat hindurch ein und dasselbe Modell pinseln!

Er begann neuerdings zu malen — da hielt er wieder inne. Oder, fragte er sich, kommt sie nicht um gemalt zu werden?! Was will das dumme Ding nur?

Er pfiff nun laut und scharf und dem Takte nach, wie im Spiel führte er den Pinsel. Und hatte bald vergessen, daß hinter ihm das Mädchen saß, hatte nur sein Bild im Sinn und in seinem Blute den hellen, lichten Sommertag, der mit sattem Rauschen in den

hohen Bäumen orgelte und dessen volle Atemzüge Insekten und Vögel wie im Jubel skandierten. Und der Maler mühte sich das selige Zittern der Landschaft in sein Bild zu bekommen, dabei schweiften seine Gedanken, sprangen und stolperten, gleich dem Gewirr der Vogelstimmen, die manchmal in schwebendem Flöten heranglitten, dann wieder in zitterndem Schluchzen stammelten.

Es war ja auch ganz seltsam gewesen, wie er das erstemal diese Landschaft kennen lernte. Das Bild eines ungarischen Malers in der Berliner Sezessionsausstellung hatte ihn darauf gebracht, daß es dort unten „verflucht schön sein müsse", wie er sich ausdrückte. Dabei blieb's eine Weile, doch als er wieder einmal seine Worpsweder Landschaften satt bekommen hatte, fiel ihm wieder jenes Bild mit dem nervösen Gewässer, dem stürmischen Himmel und der Pferdeherde, die in der Ferne vorbeijagte, ein. Da brachte er denn seinen Farbenhändler mit einer telegraphischen Bestellung vorerst in Verzweiflung, dann fuhr er Hals über Kopf nach Ungarn hinunter. Im Debreziner Tiefland machte er zuerst Halt, doch da wurde ihm bald klar, daß diese Landschaft nichts für ihn sei, diese Landschaft, die man nur malen konnte, wenn man sie vorerst gelebt hatte. Und dazu hatte er keine Zeit. Da fuhr er denn weiter, südwärts.

Die ersten Berge hielten ihn auf. Er fand einen freundlichen Ort und bald rannte er von früh bis Abend in der Umgebung umher. Und fand hunderte von Motiven. Doch wenn er fest entschlossen war mit dem einen zu beginnen, fand er noch ein prächtigeres und stand wieder verwirrt da. Da begegnete er aber eines Tages an eines Dorfes Ende einer Zigeunerin. Sie trug zwei Wassergefäße an einer auf der Schulter balanzierten Stange und schwankte leicht unter der schweren Masse, so, als wiege sie sich im leidenschaftlichen Tanztakt. Aber das Haupt zuckte nicht und rührte sich nicht, verharrte in stolzer, königlicher Haltung, mit einem Blick, der in entsagungsreicher Härte das Rätsel des Horizontes trank.

Da malte denn er, der es nicht hatte erwarten können sich in die Landschaft zu vertiefen, mehrere Wochen durch nur Zigeunerinnen. Malte sie in ihrer grellen Leidenschaftlichkeit und ihrer satten

Schläfrigkeit. In ihrem geschlechtlichen Scharfsinn und ihrer außerpersönlichen Stumpfheit, bis er sie durchaus zu kennen glaubte. Und auch dieses Mädchen, das heute wieder hinter ihm saß, skizzierte er einigemale, dieses Mädchen in seiner halberschlossenen Weiblichkeit, die nur erst wie eine heimlich durchs Dickicht gleitende Schlange sich verriet, dieses Mädchen mit dem Gesicht einer Nubierin, das einen leisen Anklang an die Züge eines Knaben hatte, der zum erstenmal ein nacktes Weib gesehn. . . Bis ihn ein durch die Morgendämmerung brechender Bergpfad so sehr erfaßte, daß er sich mit seiner Kunst der Landschaft zuwandte.

Und in der Landschaft hatte er noch viel zu entdecken. Die Zigeunerinnen hatte er als Maler ausgeschöpft, sie konnten ihm auch als Mensch nichts mehr geben, wie er meinte, denn Mensch und Künstler waren bei ihm eins.

Über sein Grübeln hatte er fast sein Bild vergessen. Er malte noch eine Weile fort, bis er merkte, daß es sehr heiß geworden war und ihm die Farben auf der Palette langsam ineinander zu rinnen begannen. Besonders das Kobalt tropfte schon herab. Er stellte das Bild verkehrt auf die Staffelei, schnalzte ein paarmal befriedigt mit der Zunge und wandte sich dem Mädchen zu, das noch immer lautlos hinter ihm kauerte.

Die saß und ihr Blick haftete mit einer eigenen Düsterkeit auf seinem Scheitel. Unwillkürlich fuhr er sich über den blonden Schopf. Da sah er ihre Augen aufblitzen und groß und gierig nach seiner Hand langen. Aber plötzlich glitten die Blicke ab, fielen verschämt zu Boden und suchten dann seitwärts hinaus, wo die Sonne prall auf den Blättern lag.

Er stellte den Malkasten zu Boden und setzte sich, ihr zugewandt, auf den Stuhl. Dieses Mädchen gab ihm zu denken. Wenn er sich mit ihr nur hätte verständigen können! Oder durch dieser Augen Nacht leichter zur Seele gelangen könnte.

Mit einem ärgerlichen Fußaufstampfen griff er nach dem Skizzenblock und begann die hinausgewandte Linie ihrer Stirn und Nase

zu entwerfen, und die eine leichte Braue, die der Silhouette eines am Himmel schwebenden Falken glich.

Das Mädchen wandte den Kopf und ein fragender Blick kam zu ihm herüber. Er winkte ihr, doch sie verstand nicht, daß sie in der Profilstellung verharren solle. Da erhob er sich, um ihr das Haupt zu wenden. Und wie er seine Hände an ihre dunkel getönten Wangen legte, schwangen sich ihre Augen mit einer seltsam rührenden Verlegenheit zu ihm auf. Dann saß sie wieder still da, blickte verloren in den Sommertag hinaus, als eile sie einer Erinnerung nach oder lausche einem Klange, der irgendwo draußen im Tag lebte.

Er zeichnete eifrig. Und als sie wieder ihr Gesicht wie von einer geheimen Macht gezogen ihm zuwandte, richtete er neuerlich ihren Scheitel. Und wieder schwang sich dieser kindlich bittende Blick zu ihm auf, sank aber schwer und langsam nieder, da seine Hand ihre Wange streichelte.

Er starrte eine Weile auf ihre Wimpern nieder, auf diese seidigen Fransen, die wie ein weicher Schatten über dem Dämmerdunkel der Augen schwebten.

Der Tag schlug immer voller seine Akkorde an. Die Sonne überstieg in blendender Siegesfülle die Mittagshöhe, die Vögel setzten wie ermattet mit ihrem Gesange aus, nur die Insekten raunten nah und fern. Da legte der Maler den Zeichenstift beiseite, klappte den Block zu und sagte: „Fertig!" Aber sie schaute ihn nur erwartend an und wieder war in ihren Augen diese seltsame Hilflosigkeit. Und dann erhob sie sich, langsam, als säße ihr ein müdes Gefühl in den Gliedern, stand und atmete tief. Da straffte ihr Mädchenleib das dünne Kattunzeug um Schultern und Brüste, daß es schien, als wüchsen ihre Glieder plötzlich in schwellender Weiblichkeit. Und als dränge ihr Mädchenleib ihm zu, der er über einem glühenden Sonnenfleck hinweg vor ihr stand.

Er ging auf sie zu und sagte: „Morgen kommst du wieder?!" Sie lächelte und nickte. Da legte er ihr die Hand auf die Schulter, um ihr zu erklären, daß er ein großes Bild von ihr malen wolle. Wieder lächelte sie. Und es war, als wüchse ihre Gestalt unter

der Hand auf ihrer Schulter, als ginge ein machtvolles Pulsen durch ihren Leib, das durch seine Hand in seinen Körper hinüberzitterte. Er legte seinen Arm um ihren Nacken und bog ihr Haupt zurück. Da glühten ihre Augen, doch ihr Gesicht blieb so schmal und voll hilfloser Kindlichkeit.

Er ließ seine Hand leise von ihr ab, nickte fröhlich und wiederholte einigemale: „Morgen, Morgen!"

Sein Malzeug sammelnd und es ins Gartenhaus tragend, bemerkte er, daß sie noch eine Weile gebannt stehen blieb und dann erst ging. Und so eigentümlich zögernd von ihm fortglitt, in den lichten Laubgang hinein, als müsse sie heimlich entschwinden, als fürchte sie zurückgerufen zu werden.

Da sie fort war, schlug er den Block auf und betrachtete die Skizze. Und es kam eine große Enttäuschung über ihn. Dieses abgewandte Gesicht hatte einen Ausdruck, als sähe er ein fremdes Etwas vor sich, das er nicht zu enträtseln vermochte. Als durchzucke diese Züge ein leiser Spott über ihn, den Künstler, der dieses Profils suchendes Heischen wiedergeben wollte und doch nichts weiter als eine leere Linie festhalten konnte.

Er warf die Skizze beiseite, eilte ins Haus und zerrte alle seine Zigeunerbilder hervor, um sie der Reihe nach zu betrachten. Und da erkannte er in allen diesen Gesichtern dieses Fremde, Verschlossene, sah, daß er fremde Gärten durch ein hohes Gartengitter hatte malen wollen.

Eine fast kindische Verzweiflung erfaßte ihn. Vergeblich fragte er sich, was er als Künstler unerkannt gelassen, daß seine Bilder ihm nun so fremd seien. Was dieser leere Fleck in all den Gesichtern war, um den sein Pinsel hilflos herumgeirrt, ohne ihn bezwingen zu können.

Er dachte wieder an des Mädchens Seltsamkeit. Und plötzlich überkam ihn eine große Verblüffung. Er hatte als Künstler wohl an diesen Gesichtern, diesen Gliedern herumgetastet, aber der Mann in ihm war unbekümmert daran vorbeigegangen. Der Künstler in

ihm hatte wohl diesen bittenden Blick des Mädchens heute, das Schwellen der Glieder gesehn, erfaßt aber nicht.

Mit einem pfiffigen Lächeln stellte der Maler die Bilder wieder fein säuberlich an die Wand und dachte an den nächsten Tag, wenn das Mädchen wiederkehren sollte. —

Es war Morgen und er malte wieder an der Landschaft von gestern. Doch setzte er zerstreut die Farben auf und konnte manchmal den richtigen Ton nicht finden. Denn er mußte sich immer wieder umsehn, um den Augenblick nicht zu versäumen, wenn sie den Laubgang heranschritt und ihre Gestalt von Sonne und einem grünem Leuchten umflogen wie ein Bild heraufwachsen würde. Und wollte es sehen, wie ihr Brust und Schultern vom raschem Gange nachzitternd sich hoben und senkten, als belebte sie der Atemstoß einer gährenden Wildheit.

Doch die Ungeduld übermannte ihn, da sie noch immer nicht kam. Er malte eifriger, pfiff ärgerlich und lauschte dann wieder in den Tag hinein, der heute seltsam still schien. Die Vögel sangen wohl vereinzelt, doch dies klang nicht so lärmend wie sonst, war von einer traumhaften Friedlichkeit umfangen. Bienen und Fliegen aber summten hoch oben in den Bäumen und durch das dichte Laubwerk sickerte nur dunkel ihr schwellender, feiner Gesang herab.

Da er sich gelangweilt umwandte, erblickte er sie plötzlich. Er erschrak fast, denn schon wieder saß sie still und heimlich da, mit großen Augen nach ihm langend. Aber seltsam, heute bewegte kein Lächeln ihr Gesicht, reglos und dunkel lagen ihre Blicke auf ihm und auch ihres Gesichtes Braunton schien tiefer als sonst.

Er trat auf sie zu. Da erhob sie sich, schnell fast. „Also sollen wir malen?“ fragte er und legte seine Hand auf ihre Schulter. Die bebte heute nicht, des Armes Rundung, die er so deutlich durch die dünne Bluse fühlte, schien muskelstraff und erstarrt. Er hob ihr Kinn empor. Doch ihre Augen schlossen sich nicht so trunken wie gestern, die Blicke blieben fast streng in den seinen haften. Und etwas befehlend Forderndes war in ihnen.

Er sah auf ihren Mund. Der war geschlossen, in seinen Winkeln lag ein dunkler Schatten, der die Lippen in seltsamen Gegensatz zu den kindlich schmalen Wangen brachte; zu der Nase magerem Bug, der auf ein Mädchen deutete, das unter Knaben herangewachsen war.

Er ließ sie los und trat verwirrt zurück. Da sah er, wie ihre Glieder von einem Druck befreit aufschnellten. Und sie machte einen kurzen Schritt auf ihn zu. Es war nur ein Schritt, aber ihre Hüften schwangen unter einem rhythmischen Stoß, ihr Blick zündete sich an dem seinen zu blitzendem Aufflammen.

Rasch faßte er sie um den Leib. Und während er die Brauen in leidenschaftlicher Willensäußerung zusammenzog, küßte er sie. Und entzündet durch diesen einen Kuß, der ihm der Lippen weiches Schwellen öffnete, küßte er sie nochmals und wieder. Wollte sie dann enger an sich pressen.

Da mußte er in ein paar Augen schauen. Voll Überraschung, voll Erstarrung. Denn diese Augen waren in einer zügellosen Wildheit zusammengefaßt, daß sie wie geeint zu einem einzigen Blick erschienen, der wie eine stahlharte Klinge nach ihm langte. Der wie einer seltsamen Stimme Ton plötzlich aufklang, um ihn mit einem fremden, niegeahnten Drohlaut zu erschrecken.

Und immer unbegreiflicher ward ihm dieser Augen wildfremder Ausdruck. Von dem er nicht wußte, ob er flehe, ob er fluche, der mit seinen Äußerungen so weit über den Heimlichkeiten seines Wesens lag. Und er sah auch, wie der Nase scharfer Rücken darunter sich leicht bog, die Nasenflügel zitterten und sich blähten, als seien sie die eines Tieres, das unter einer unbekannten Witterung erbebt.

Sein Arm, der um ihre Hüfte lag, wurde plötzlich schwer. Ohne daß er es wollte, ließ er das Mädchen los, das langsam zurücktrat und sich gleichgültig niederließ. Und auch er wandte sich der Staffelei zu. Starrte sie aber nochmals unverständlich fragend an. Doch sie hatte schon wieder den Blick hinausgewandt, irgendwohin, nach etwas Unbekanntem forschend.

Seufzend begann er mit der Kohle den Umriß ihrer Gestalt auf die Leinwand zu werfen. Er tat es mißmutig, wie eine zwecklose

Arbeit, von der man gleich anfangs weiß, daß man sie doch zu keinem rechten Ende bringen wird.

Sie aber fing plötzlich mit ihm zu plaudern an. In einer gleichgültigen Lebhaftigkeit, mit langsamen, trägen Gesten, als spräche sie mehr zu sich als zu einem anderen. Plauderte mit ihm in einer so selbstverständlichen Rücksichtslosigkeit, wie nur je ein Weib mit einem Manne, der ihm keine Illusionen mehr zu erwecken vermag.

Ungarische Bilder / von Arthur von Wallpach.

Bange Stunde.

Über den Pußtahimmel
Wie Kalpakreiherfedern
Verblasene Wolken schwimmen
Drin Sternagraffen funkeln.

Herbstherb im Abendgrauen
Die Steppenfelder vergloſen.
Erwartungslose Trauer
Rieselt ins Dämmerdunkeln.

Abendgold.

Der Abend brennt, ein loher Purpursaum,
Am Himmelsmantel, der verbleicht und fahl
Sich breitet über herbstversengten Raum;
Im Greisenaug zuckt so ein letzter Strahl.

Aufragen ob der Giebel Schiefergrau
Die güldnen Kirchentürme flammenrot,
Dazwischen, Hohn auf Gott dünkt mich die Schau,
Mit wehnder Höllenfahne frech ein Schlot.

Carl Moser / von Hans Kiene.

Man kennt ihn und seine Werke besser in Hamburg, Berlin oder Wien als zuhause in Tirol. Doch das ist natürlich, fast selbstverständlich. Hie und da bleibt wohl einer von den biederen Bozner Bürgern vor der „heimischen Kunstausstellung" des Herrn Amonn unter den Lauben stehn und guckt in die Fenster; sieht dann ein Bild von Carl Moser, das in der ungünstigsten Beleuchtung irgendwo auf der Seite hängt, frägt: „Vom Moser Karl?" — „Ja, ja, von Carl Moser!" — „So, so; vom Maler?" — Nein, vom Holzschneider!" — „Holzschneider? So, so!" — Und geht beruhigt weiter, sich über die Begriffe Maler und Holzschneider nicht weiter alterierend. Die Hauptsache ist: den Moser Karl kennt er; kennt ihn aus verschiedenen kleinen Buschen, wo guter Wein ausgeschenkt wird oder aus dem Café Kusseth, wo er ab zwei Uhr nachts ständiger Gast ist. Der Moser Carl ist ein Bozner durch und durch, stammt aus einer alten, angesehenen Bürgerfamilie und darf deshalb nicht „gestoaßen" werden! Das ist genug, um ihn gelten zu lassen. Was er sonst noch alles tut und kann, das kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Er hinwiederum ist den Boznern gar nicht bös, daß sie ihn besser kennen als seine Sachen; er drängt sie ihnen nicht auf, im Gegenteil, er hält sie vor ihnen zurück; er hat es ja nicht notwendig, in Bozen mehr zu sein als der „Moserkarl". Er will nur seinen Frieden haben; und den hat er besser so als Moserkarl denn als anerkannter Künstler.

Oben im „Dorf", mitten in einem Garten, in welchen zwischen hohen Zedern und Nußbäumen der Rosengarten und die Mendel hineinschauen, haust Carl Moser. Ein kleines Zimmer mit niederen Fenstern, durch die man nicht gar viel von der ganzen Landschaft sehen kann; grobe, weißgetünchte Wände; ein Bett. Alles andere, was man in dieser Stube erblickt, ist Unordnung. Eine natürliche, keine künstliche — eine logische Unordnung sozusagen. Da liegen Linoleum-Platten — Moser arbeitet fast ausschließlich in Linoleum — Zeichnungen, Farben, Bücher, Pinsel, Messer, Lineale in Kunter-

bunt durcheinander. Die Logik dieses Kunterbunts liegt darin, daß die Sachen eben dort liegen geblieben sind, wo der Künstler sie nach der Arbeit hinwarf. Da ist der Tisch, wo die Platten geschnitten und die Farben aufgetragen werden, dort das Tischchen am Fenster, wo gedruckt wird, dort auf einem Reißbrett wird fixiert. An der Wand hängen Drucke in den verschiedensten Phasen ihrer Entwicklung; über dem Bett ein Ölbild, den bekannten „Hochzeitszug" Mosers darstellend. Bescheiden, fast ärmlich wirkt der Raum, in welchem Carl Moser arbeitet, und nur die besten Bekannten läßt er da hinein; denn da sehen und besuchen sie nicht ihn, sondern seine Werke, seine Kunst. Dort arbeitet dieser ruhige, in sich gekehrte Mensch mit den glanzvollen, fesselnden, träumerischen Augen und den tiefen Furchen um den vergrämten Mund. Spielend, mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit druckt er seine vielbegehrten Bilder, mit den scheinbar primitivsten Mitteln, vergißt dabei nicht selten die bürgerliche Einteilung der Tagesstunden und kommt erst gegen Abend zum Mittagstisch.

Ich nehme einen seiner Schnitte zur Hand. Es ist das Feinste, Vollkommenste, was im Farb-Holzschnitt bisher geleistet wurde. Ich bewundere die sparsame, wunderbar genaue Zeichnung mit ihrer durchdachten, gut erfaßten Perspektive und ihrer Natürlichkeit. Die Hauptwirkung aber liegt in der Farbe. Moser hat eigene Farben; matte, pikante, ganz auserlesen raffinierte Modenuancen; immer neue findet er, stellt sie neben einander, läßt sie verfließen, korrespondieren, dichtet aus ihnen eine einzige prächtige Melodie der harmonischen Wirkung. Die Farben sind Mosers Element; manche Motive, z. B. die „alte Bretonin", „Bretonisches Mädchen mit Haube", welche rein darstellerisch gar nichts erzählen, wirken nur durch die außerordentlich fein durchfühlte Farbenkombination und durch die vollendete Zeichnung. Man sieht auf den ersten Blick: Carl Moser hat jahrelang gearbeitet, um in seiner Technik jene Höhe zu erreichen, die er als Maler von seinen Bildern verlangte. Der Weg des Holzschneiders ist in besonderem Sinne hart und mühevoll; er erfordert nicht nur einen Künstler im Schauen, Erfassen und Wiedergeben, sondern auch

einen Künstler im Schneiden der Platten, einen Handarbeiter, der mit sensibler, genauer Hand arbeitet. Jahrelange Erfahrung und jahrelange Versuche braucht es da, um Vollkommenes zu leisten. Carl Moser bietet es uns; seine bretonischen Häubchen und Brusttücher mit den filigranfeinen Zeichnungen, die fast zu fein und zu zart sind, um auf die dem Kolorit entsprechende Entfernung in vollem Maße zu wirken, sein radschlagender weißer Pfau (im „Paradies") ist das Höchste, was ein Holzschneider seiner Platte anvertrauen kann. Moser verwendet für seine Drucke japanisches Seidenpapier; er teilt aber die aus zwei mit Reismehl verklebten Teilen bestehenden Bogen und bewirkt dadurch, daß sich die Farbe tief in die Fasern des Papiers einsaugen kann und jene vornehme Mattigkeit erhält, die seinen Bildern eigen ist; die Farben wirken stark, aber diskret, immer diskret, mögen sie noch so schreiend, bäurisch sein; es liegt zwischen ihnen und unserem Auge gleichsam eine von einem seltsamen Fluidum beherrschte Atmosphäre, ein atmosphärischer Reiz, den die Stimmung, die Laune des Künstlers beschwor in dem Augenblicke, da er diese Farben mischte und einander gefügig machte.

Moser lebte viele Jahre in Paris; dort hat er seine Liebe und Bestimmung zum Holzschnitt erkannt und sie an japanischen Vorbildern herangebildet. Den Sommer brachte er in der Bretagne zu. Die sauberen Ortschaften am blauen, leuchtenden Meer, die Felsriffe an der umbrandeten Küste, die Segelschiffe und Boote, der eigenartige Menschenschlag dieser Landschaft, die buntgestickten Häubchen, Schals und Tücher der Weiber, daran konnte er seine unendliche Freude an der Farbe und seine zeichnerische Sehnsucht stillen. Die meisten seiner Drucke führen uns in dieses sonnige Land am Meer, von dem er immer und immer wieder schwärmt. Er hat tief in das Leben und Treiben dieses kräftigen, originellen Fischervolkes geblickt, jede Bewegung, jede Linie seiner Gestalten ist echt, wahr geschaut und mit dem Blicke des Künstlers erfaßt. Merkwürdig ist, daß ihn nur die Weiber dieses Volkes interessiert haben. — Die Darstellungen, die er aus der Bretagne bringt, sind einfach, volkstümlich, meist nur nackte Tatsachen aus der bretonischen Alltäglichkeit

gut in den Raum komponiert, ohne poetisierendes Pathos rein charakteristisch und aufrichtig wiedergegeben von der genau der Wirklichkeit nachgebildeten Kontur der Klippen bis zu den breiten Hüften der Weiber unter den faltigen Röcken. Von den Pariser Motiven sind besonders die „Häuser an der Seine im Schnee" durch ihre ausgezeichnete Perspektive der fallenden Schneeflocken und durch die wunderbar empfundene Stimmung des feuchten, nebeligen Pariser Winterwetters hervorzuheben. Andere Motive hat er aus Venedig und aus Kroatien, jenem malerisch noch wenig ausgebeuteten Lande seßhaft gewordener Zigeuner, mitgebracht (Kroatin mit Hahn, Markt in Agram). Mosers Sehnsucht geht nach Ländern und Menschen, die noch völlig unberührt und für sich abgeschlossen die Eigenart ihrer Heimat und Herkunft ausleben. Dort wären für ihn die unverdorbenen, naiven Regungen zu finden, denen seine Kunst nachgeht; dort müßte er nicht warten, bis seine Personen in unbeobachteten Augenblicken natürliche Haltung und Bewegung hervorbringen. Und so darf es nicht verwundern, daß Moser, seit er das seltsame Buch „Noa Noa" von Paul Gauguin gelesen und die in den Mitteln primitiven, aber im Willen und in der naiven Beobachtung einzig dastehenden Bilder dieses Malers gesehen hat, von Tahiti erfüllt ist, jener wundersamen Insel im stillen Ozean, auf welcher noch vollständig paradiesische Zustände in der Schönheit der tropischen Wälder herrschen sollen. Und daß er den heißen Wunsch hegt, dorthin zu reisen.

Daß seine Heimat ihn künstlerisch nicht *mehr* begeistert, ist begreiflich. Er ist in ihr, wie so mancher Südtiroler, ein „Stummer des Himmels", der ihre Reize so selbstverständlich und eingeweiht hinnimmt, daß sie für ihn nicht mehr das Geheimnisvolle, das gesucht und gefunden sein Wollende birgt; er ist zu eng mit ihr verwachsen. In der Fremde sieht er das dem fremden Dinge Eigentümliche viel rascher, tiefer, mit größerer Reizempfindlichkeit und lebhafterem Interesse. Ich kenne drei Motive, die er der Heimat für seinen Drucktisch abgerungen: den glühenden Rosengarten, dessen feuriger Schein im nahen Abendhimmel zart verzittert, den Schlern mit Santner- und Euringerspitze, deren harte, ernste Felsen durch

den bunten, duftigen Vordergrund der frühsommerlichen Seiseralm zu sonnigem Lachen gezwungen werden, und die, in Tirol wenigstens, bekannte „Sarnerin". Sie ist zwar gar keine Tirolerin, sondern ein holländisches Modell, das Moser in Paris fand; aber ihr gesundes, bäurisch breites Antlitz erinnerte ihn an den schweren Schlag der heimischen Berge, er setzte ihr ein schwarzes Sarnerhütel auf, zog ihr eine rotweißgewürfelte Bluse an und die Erinnerung an die Heimat wurde so täuschend echt, als handelte es sich wirklich um so eine stramme Dirn aus dem Tal der Goten. Moser hat diese Sarnerin nochmals neu geschnitten, größer, hat aber die Gesamtwirkung des Brustbildes, die so ein kerngesundes, frisches „Ich komm von da drin!" ausdrückte, nicht gehoben. Statt des eckigen Bauerngrinsens finden wir auf dem neuen Druck ein feingeschnittenes, bis in die Details der Fleischfarbe ausgearbeitetes Gesicht mit tief unterschatteten Augen, die eher einer Stadt-, Welt- oder Halbweltdame angehören könnten. Die Grenze des dem Holzschnitt Gegebenen hat hier Moser, scheint mir, überschritten. Es ist aber auch möglich, daß er, dem das brutale Nebeneinander der Flächentechnik nicht genügt, diese Grenzen auch tatsächlich gegen das Gemälde hin zu erweitern vermag. Veranlassung dazu findet er darin, daß der Reiz gedruckter Farbe durch keine gemalte erreicht werden kann. Jedenfalls zieht Moser den Holzschnitt, den er ganz beherrscht, dem Gemälde auch dann vor, wenn der Vorwurf sich stark an die Malerei annähert.

So auch bei seinem letzten Werk „Das Paradies". Sowohl durch die vollendete Schnittechnik des gegen den morgengeröteten Himmel das Rad schlagenden weißen Pfaues, als auch durch die unmittelbare Aneinanderreihung kleiner verschiedenfärbiger Flächen, insbesondere aber durch den allegorischen, nicht unmittelbar der Natur abgelauschten Stoff des Motives unterscheidet sich dieses von allen früheren Werken Mosers. Adam lehnt schlafend im hohen, sonngefleckten Grase, Eva breitet sehnsuchtsvoll ihre Arme der Sonne entgegen. Duftig leuchtet die Farbe des Fleisches: gebräunt vom Rücken des Mannes, zartrosig von den Schultern und Lenden des Weibes. Diese beiden Gestalten umgibt ein Kreis von Tieren, welche

Eigenschaften ausdrücken. Neben Adam ein schlafender Flamingo mit aufgezogenem Bein. Weiter: Kaninchen, Hund, Panther, Pfau 2c. Drüber der Baum der Erkenntnis mit schimmernden Früchten und mit der Schlange. Es ist fast zu viel da für einen Holzschnitt; das Motiv fast zu erzählend, zu vielseitig. Und doch lebt es, im Rausche seiner zarten, seltenen Farben schwelgend, die große, unerfüllte Sehnsucht seines Schöpfers nach paradiesischer Natur und paradiesischen Menschen. Es ist des Künstlers persönlichstes Bekenntnis.

Inmichschau / von Carl Dallago.

Ich fühl, ich rage aus der Zeit
im Dartun meiner Menschlichkeit:
Ich Baum, den hoch aus Tiefen her die Liebe trieb,
so jedes Hemmnis hob und Wand und Dach zerhieb
um ihn und Fesseln sprengte, Satzung überwand,
bis seiner Kraft und Form der nötige Raum entstand.
Der Raum, den jene tiefe Freiheit füllt,
die mir mein Wesen schrankenlos enthüllt
und mich zu mir erweckend mich begeht,
so macht, daß jeder Keim zu seiner Kraft ersteht.

Das Dunkel meines Seins ist nun zu Licht entfacht
und jedes Ziel zu einem Weg gemacht.
Doch seltsam, wie im Licht das Dunkle dunkler noch sich flicht
und dichter, — oh es endet niemals, endet nicht
und läßt doch überall wie ein offner Schrein
die Helle ungebrochen ein.

Es ist in mir nun wie in jedem Ding,
das niemals weiß, woher — wohin, nur kommt und geht
und glühend wird vom Sein durchweht.
So geb ich glühend nur, was ich empfieng
und weiß, ich bin geführt — es lenkt mich eine Hand,

die breitet meines Glühens Schein
in alles, was ich anrühre, hinein
und schafft mir so in jedem Dinge Stand. — —

So lieg ich still im Wald. Und ganz versonnen
umgaukelt mein Gefühl die hohen Lärchen rings,
ein Grün, wohin ich schau, so seidenzart gesponnen
und schwankend wie von süßem Hauch umspült,
und Stämme sonnenfleckig, vor und über mir und rechts und links
die hochgetürmten Kronen ineinand verwühlt,
und jeder Wipfel von der Bläue trinkt,
die wie ein Meer auf das Gewühle sinkt.

Mein Schauen wächst. Und in die Tiefe weitet sich der Raum
und stellt in sie hinein mich Menschenbaum
mit Krone, Stamm und Wurzelwerk verzweigt,
dessen Geäder saugend in die Gründe steigt
und so aus nie versiegtem Bronnen sich errafft
zu seinem Daseinswachstum seine Kraft.

Das Dasein ist wie Waldgrund — ist ein ewiger Mutterschoß,
darin die ungebornen Menschenbäume schlafen;
trifft solchen Schoßes Muttersucht Besamung
ringt sich ein Baumeskeim zu wachem Leben los
Und wächst und formt sich still im Dunkel der Umrahmung,
dem eignen Trieb gehorchend — dem Gesetz,
das in ihm lebt und ordnet ohne Zucht und Strafen.
So wächst der Baum sich groß. — Den Menschensproß doch
engt ein Netz
geknüpft von Einsicht und Verstand, das mit Verbot und Zwang
belegt des eignen Wachstums freien Gang.

O alte Ordnung, Einrichtung vom Ursprung her —
von Gott gesetzt, klar, einfach, übermenscheneinsichtschwer,
die du dem Menschen nicht den Menschen stiehlst,
nicht wieder sich zu zeugen anbefiehlst,

nicht willst, daß Zweckliches das Sein beengt,
sein lichtes Dunkel sich mit trübem Licht behängt,
daß wucherndes Verbot die Gänge überfließt,
die innerliche Kraft beständig sich erschließt:
Dich ruf ich an! Werd wach in mir — steh auf,
räum mit dem letzten Rest von Menschensatzung in mir auf!
Ich Baum, ich will zurück zu dir! Ich fühle dich,
die Segnung deiner Ordnung rührt bereits an mich,
mit Krone, Stamm und Wurzelung treib ich dir zu;
ich habe alles abgetan: Staat, Kirche, jeden Zwang,
der Sitte Hürdzaun brach ich ab mein ganzes Schaun entlang,
mein einziges Gesetz bist du!

Nun bin ich wahrhaft Baum und trag mein Lebenslos,
wie Bäume tragen ihr Geschick,
sich selbst verneinend keinen Augenblick.
Der Raum um mich ist frei und grenzenlos.
Ein heiliger Gehorsam ists, der treibt
mich wie ein Bach ein Mühlrad — treibt, was in mir lebt
und leibt
und bringt so alle Kräfte mir in Gang,
die bisher harrten auf Befreiung bang.

Nun redet die Natur in mir allein und bahnt
die Wege meinem Blut, das seine Freiheit ahnt
und stürmisch wie ein Wildbach sich bewegt
und wieder wie ein Bergsee träumerisch sich legt
und ruht und äugt aus höhnumstandnem Tal,
aufs neue losbricht, tost und rollt als Wasserfall,
dann wieder auf sich selber sich besinnt
und sich gewachsen sieht und neu beginnt,
sein lichtes Dunkel lustvoll aufzutun —
in seinem ordnenden Gesetz sich auszuruhn.

Und Stamm und Zweigwerk sind mir so gereift,
der Wuchs sich türmt und immer höher greift

von Lebenssaft geschwellt, der offne Wege fand,
seit er zu seiner Ordnung auferstand.
Mein Stamm treibt hoch, die Wurzeln saugen tiefwärtsher,
es weht des Ursprungs Hauch durch mich und macht mich
kraftvoll schwer;
der Wipfeltrieb verspürts, erleidet Tätigkeit
und reckt sich — dehnt sich, will in dich hinein, Unendlichkeit.
Schon taucht mein Wipfel in dein Blau — versinkt,
von Kraft gehoben, die aus Urgrunds Tiefen trinkt.

Dallagos „Unsicherheiten" / von J. V. Widmann.

(Um das Gedächtnis J. V. Widmanns in seinem eigenen Wort zu ehren, bringen wir im Folgenden das Bruchstück eines längeren Feuilletons, das der Siebzigjährige, der von unseren Bestrebungen wiederholt in warmfühlender Weise Notiz nahm, kurz vor seinem Tode im Berner „Bund" veröffentlichte. Auf das neue Buch unseres Mitarbeiters werden wir selbst noch ausführlich zurückkommen.)

Büchern philosophierenden Inhaltes liegt gewöhnlich seitens ihrer Verfasser das Bewußtsein erlangter Sicherheit im Verstehen der Lebenserscheinungen zu Grunde. Man hat die sichere Erkenntnis vielleicht sogar zu einem ganzen System ausgebaut, das man in Erwägung der festen wissenschaftlichen Fundamente, auf dem es ruht, mit autoritativer Gebärde der Welt darbietet.

Bei Carl Dallagos neuestem Buche haben wir die seltsame Tatsache zu verzeichnen, daß im Gegenteil das Gefühl der Unsicherheit alles Wissens und Erkennens seinen Autor veranlaßte zu schreiben und daß dieser Autor konsequenter Weise (im Epilog des Buches) ausdrücklich wünscht, man möge auch seine Gedanken nicht zum Dogma erheben, ihnen nicht die Anerkennung von Sicherheit zu teil werden lassen.

„Ja, wird denn ein solches Buch nicht so negativen Charakters, daß uns schließlich gar nichts in den Händen bleibt und der Autor es ebenso gut hätte ungeschrieben lassen können?"

Doch nicht! Ein Positives ist immerhin vorhanden, nämlich das Beschelegen in allerlei geistige Ummauerung, die gewöhnlich für etwas Festes, Sicheres, Unantastbares angesehen wird Der Verfasser zeigt, wie er selbst dazu gelangt ist, durch seine Gedankenarbeit seiner Seele größere Bewegungsfreiheit zu gewinnen, die er in der Zerstö-

rung solcher illusorischer Sicherheiten fand. „Seinen Schritt setzen ins Ungewisse und seine Wege gehen ins scheinbar Aussichtslose im Gehorsam gegen die innere Stimme — das ist Gottvertrauen" sagt er einmal. Ihn führt die Einsicht, daß wir so gar nichts wissen können, nicht wie Faust zu dem verzweifelnden Ausruf, das wolle ihm das Herz verbrennen; sondern er bekennt im Gegenteil: „Mein aufhorchendes Empfinden versteht immer mehr, daß das Unsichere als notwendiges Vorhandensein erst unsere Sicherheit ausmacht." „Ein förmlicher Triumph der Unsicherheiten wird immer inniger und frohlockender von mir empfunden."

Dergleichen Aussprüche, aus dem Zusammenhang herausgerissen, mögen unsern Lesern zunächst wunderlich genug vorkommen. Wer aber sieht, wie sie im Verlauf der Seelenbeichte dieses Buches sich folgerichtig und natürlich einstellen, wird zu ihnen schon das rechte Verhältnis gewinnen. Sie sind, wie alles in diesem Buche, Emanationen einer besonderen Persönlichkeit, deren innerstes Wesen unbedingte Hingabe an die Natur und ein Unabhängigkeitsdrang ist, der den Verfasser immerwährend nötigt, im Leben wie in seinem Denken jede Fessel abzustreifen.

Schon früher, da wir aus Dallagos Mitarbeiterschaft an der Tiroler Zeitschrift „Der Brenner" in unserem Feuilleton einiges mitteilten, wiesen wir auf die seelische Verwandtschaft mit J. J. Rousseau hin, der ja ebenfalls ein Prophet der Natur, leidenschaftlicher Spaziergänger und mit dem Hang zur Einsamkeit behaftet war. Und ebenso ein Geist, der gegen das Festgelegte, in dem die Menschheit ihre illusorische Sicherheit findet, anstürmte!

Das neue Buch Dallagos zeigt insonderheit den eremitischen Zug, den Einsamkeitshang, so stark entwickelt und mit einer so schwärmerischen Naturandacht verbunden, daß man sich kaum wundern würde, zu erfahren, der Mann, der in Riva am Gardasee seine Frau und sein Töchterchen hat — er spricht von beiden gelegentlich in dem Buche — habe schließlich wie der selige Bruder Nikolaus v. der Flüe seine Familie verlassen und sich irgendwo im Sarcatale eine richtige Einsiedelei eingerichtet. Denn schon jetzt sehen wir ihn oft viele Wochen fern von seinen Nächsten in irgend einem einsamen Bergdörfchen hausen und zwar im Winter ebenso wie im Sommer.

Wir erwähnen das, weil es uns auf den poetisch-künstlerischen Charakter seines Buches zu sprechen bringt. „Das Buch der Unsicherheiten" ist nämlich nicht nur eine Reihe philosophierender Abhandlungen und aphoristischer Betrachtungen, sondern zugleich ein

Stück Lebensgeschichte, d. h. die Schilderung, wie der Peripatetiker Südtirols die wechselnden Jahreszeiten vom Sommer 1908 bis in den Frühling 1909 zugebracht hat. In jenen gegen den Gardasee und die Veroneser Klause hinab sich senkenden südlichen Alpentälern, auf jenen sonnenlichten Bergtriften, deren Namen italienisch klingen, in Gegenden also, deren landschaftlicher Zauber nicht übertroffen werden kann, hat er Tag für Tag mit nie gestilltem Durst alle die Herrlichkeit in sich gesogen, die eine so reiche Natur dem empfänglichen Dichterherzen in überschwänglicher Fülle bot. Daraus hat sich, wenn ich so sagen darf, die Methode seines Buches von selbst ergeben. Er beginnt einfach mit der schildernden Erzählung seines Spazierganges, bald zu einem einsamen Alpsee, bald zu einer Burgruine, über den Ponalewasserfall ins Ledrotal hinein usw. Zufällige Begegnungen, wenn sie einen tieferen Eindruck machen, werden erzählt, vor allem aber erleben wir immer jede Stimmung des Wetters mit, die Sonne, viel Sonne, Wolken, Nebel, Schneeflocken, fernes Grau der Regenschleier, ein Leuchten der Berge im Morgen- oder Abendschein. Und nun in natürlichem Uebergang lösen sich unter dem Einfluß der umgebenden Landschaft die Gedanken von der Seele und reihen sich zu Betrachtungen, die indessen oft wieder zur Landschaft und zum momentanen Empfinden des einsamen Spaziergängers zurückkehren, so daß sie nie zu sehr in abstrakte Grübeleien sich verlieren. In Schönheit philosophieren — wie das die Griechen verstanden — das ist Dallagos schriftstellerische Tugend. Nur daß es bei ihm keine Dialoge Platos gibt. Wer immer einsam geht, muß sich aufs monologisieren beschränken. Geister aber sind ihm nahe, vornehmlich seine drei modernen Heiligen Segantini, Walt Whitman und Nietzsche, zu denen aus der Ferne der Zeiten die Erscheinung Jesu sich gesellt, deren historische Tatsächlichkeit gegenüber einer modernen theologischen Hyperkritik an einer Stelle von Dallago mit einfachen Worten gesunden Lebensverstandes und richtigen Fühlens gut verteidigt wird. Seine Auslegung der Erscheinung wird man freilich nicht ohne weiteres billigen können. Dallago verwahrt sich zum Beispiel dagegen, daß man das altruistisch soziale Ideal mit der Lehre Jesu in Verbindung bringe, während denn doch die Erzählungen der Evangelien und auch Jesu eigene Parabeln (zum Beispiel die von dem armen Lazarus und dem unbarmherzigen Reichen) voll sind von solchem Erbarmen auch mit den leiblichen Notständen des armen Volkes. Am meisten zieht ihn zu Jesu das Gefangengeben des eigenen Willens in den des himmlischen Vaters, was Dallago als amor fati bezeichnet. Er findet in jenem Worte Jesu: „Ich und der

Vater sind Eins" das innigste und tiefste Aufgehen in die Natur, ins All, Jesus wird ihm der „tiefbeseeltste Pantheist", was weiter zu schwärmerischen Vergleichungen mit dem Dionysos Nietzsches führt.

Ich habe das Wort „schwärmerisch" gebraucht. Man darf diese Bezeichnung auf den Stil des ganzen Buches ausdehnen (Stil hier als Ausdruck der Persönlichkeit genommen). Dallago ist Enthusiast, ist Poet, wie es einst der ebenfalls gleichwohl scharfsinnig philosophierende, sogar tiftelnde Novalis war. Auch an Friedrich Schlegel darf man denken; der Einschlag von Sinnlichkeit, von Emanzipation des Fleisches erinnert hie und da an den Verfasser der „Lucinde". Nur hebt die viel reinere Naturandacht Dallago auf eine höhere Stufe. Und in seinen kritischen Exkursen interessiert er uns schon deshalb mehr, weil es die moderne Gegenwart ist, gegen deren Verkehrtheiten — einseitige Ueberschätzung des Intellektes und der Wissenschaft, Herrschaft eines oberflächlichen, der wahren Menschengröße feindlichen Journalismus — er seine flammenden Proteste schleudert.

Wir wollen eine solche Proteststelle hier folgen lassen. Um den „von der Natur abgefallenen Intellekt" handelt es sich. Dallago schreibt:

„Eine große Klärung breitet sich vor mich hin, die alles nach und nach ergreift und an sich zieht und verwickelte Lagen und Zustände aufrollt. Wunderliche Dinge gibt es zu schauen. Die herrschsüchtigen Sprößlinge des von der Natur abgefallenen Intellekts entpuppen sich und alle zeigen sich nun als mißratene Lebewesen, naturarm und kriechend, blutleer und flügellahm. Wie sie alle aufmarschieren: die Zivilisation, der Altruismus, die Moral, Satzung und Sitte, und all die anderen schweren und schwächlichen Gebäude von Zähmung und Züchtung, die durch Herrschaft des Intellekts zustande gekommen sind, ergibt es für meinen betrachtenden Blick eine elende Heerschau. Mein Gefühl wendet sich angewidert davon ab und drängt meine ganze Menschennatur, sich in anderer Richtung zu entfalten und aufzutun.

Nur die Sprößlinge des dienenden Intellekts, als eines getreuen und ergebenen Bestandteiles der Menschennatur, wie die Erfindungen und die Ergebnisse des Wissens — des Forschens und aller Gelehrsamkeit, zeigen sich mir als mitunter wertvolle Dienstleistungen, die beitragen können zur Entwicklung und Entfaltung der Menschennatur, solange sie ihrer dienenden Stellung beflissen sind. Aber die dekadenten Sprößlinge des zur Herrschaft gelangten Intellekts versuchen fortwährend, das dienstliche Verhältnis ihrer Verwandten zur Menschen-

natur zu leugnen und die Leistungen jener selber als Entwicklung hinzustellen, als ob eine Erfindung — eine Entdeckung an sich Sinn und Ziel der Menschennatur im Dasein sein könnte. So als Selbstzweck angesehen und gewertet, werden selbst derartige Errungenschaften für die Menschennatur Fragwürdigkeiten, ja Hemmungen und Verfall anstatt Wachstum und Entwicklung.

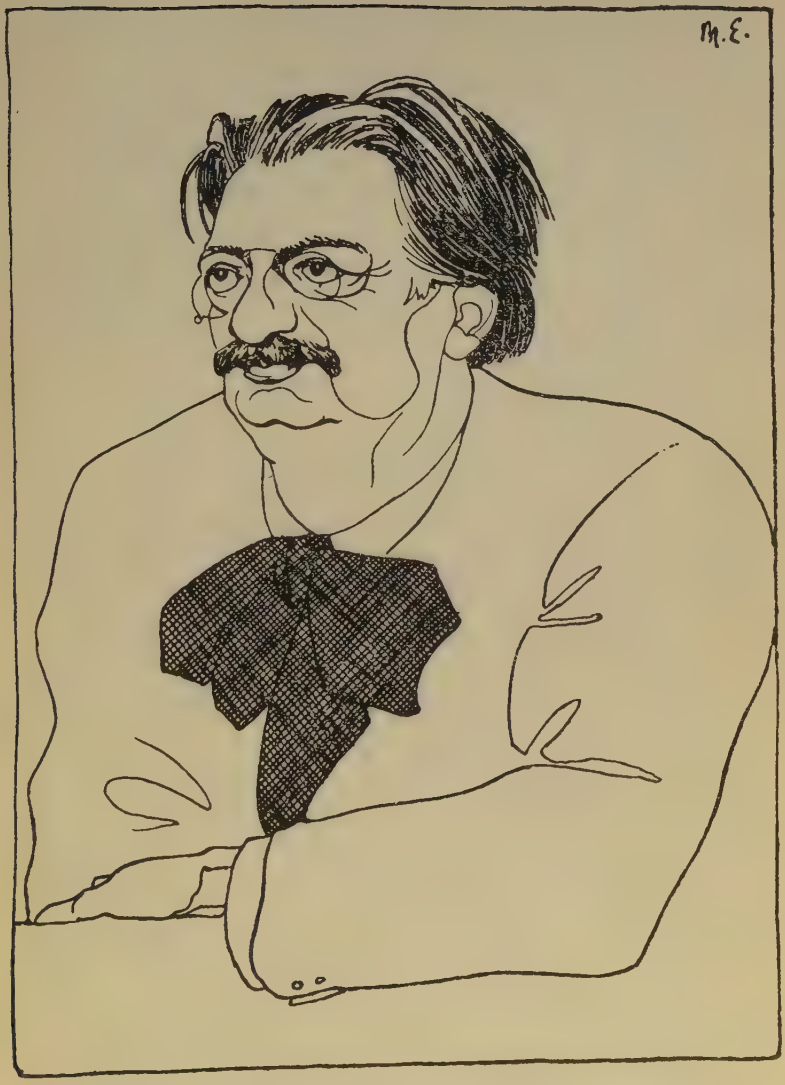
Und Erfindungen ziehen an mir vorüber, von der Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst angefangen, bis hinauf zur Eroberung der Luft. Was haben sie der Menschennatur eingebracht an Wachstum und Entwicklung? Eine ungeheure Verkehrserleichterung — eine Ueberschwemmung mit Zeitungen und Lektüren — eine Ansammlung glattester Belesenheit — eine simple Waffenhandhabung als Ersatz von Körperkraft und Gewandtheit. Und am Ende ist es so: daß der bewaffnete Schwache und Kranke den Gesunden und Starken hinstrecken kann wie ein Spielzeug — daß die Unmasse des Gedruckten immer mehr Urteil und Können bedrückt — daß vor lauter Verkehrsbequemlichkeit und Verwöhnung die natürliche Betätigung der Glieder ihren Sinn verliert — daß eine Erschlaffung und Einschläferung aller leiblichen Fähigkeiten auch gewiß der Entfaltung der seelischen und geistigen Kräfte der Menschennatur hinderlich wird. Wieweit die Menschennatur in ihrem Wachstum und ihrer Entfaltung in solcher Lage zu kurz kommt und zurückgeht, ermittelt freilich erst die Aufdeckung des Zusammenhanges zwischen dem seelisch-geistigen Schaffen und der Beschaffenheit und Betätigung der Leiblichkeit."

*

In meinem Exemplar des Buches habe ich eine so große Zahl mitteilenswerter Stellen angestrichen, daß ich nun in Verlegenheit bin, welche von ihnen allenfalls noch herzusetzen seien. Wie wunderschön ist der Besuch in Castello, dem Geburtsort Segantinis! Wie tief und ergreifend sind Kapitel wie: „Das Glück des Einsamen — Parias Erhöhung — Die Orgel des Lebens — Pans Erwachen"! Hohes Interesse bietet ferner die Auseinandersetzung mit Hauptgedanken Nietzsches. Den „Uebermenschenbegriff" lehnt Dallago ab, da er im natürlichen Menschen die Erfüllung des Menschentums sucht. Aber in Nietzsches Lehre von der Wiederkehr aller Dinge schmiegt er seine Seele hinein.

Besser aber als durch solche viele kleine Auszüge glauben wir den Dichterphilosophen Südtirols unsern Lesern in seiner ganzen Eigenart, in seinem poetischen Künstlertum vor allem, nahe zu bringen, wenn wir zum Schluß ein zusammenhängendes Ganzes mitteilen, in dem besonders sein inniges Verhältnis zur Natur der Landschaft sich ausspricht. (Folgt das Kapitel „Sommers Ende".)

(gez. von Max v. Esterle.)



Rudolf Christoph Jenny.

Innsbrucker Kunstschau XII.

Albert Plattner: „Am Morgen" (Wagnersche Buchhandlung), vier Wandfüllungen (Saal des Landeskulturrates). Sanguinisch-cholerische Talente besitzen viel trotzig impulsive Zuversicht. Sie filtrieren ihre Gefühle nur sparsam oder gar nicht durch selbstkritische Hemmungen, sondern explodieren einfach — selbst dann, wenn sie noch nicht heiß geworden sind. In ihren Werken liegt ihr Charakter und ihre Fähigkeit unverhüllt zutage, sodaß sie selbst unaufrichtige Gefühle aufrichtig entschleiern müssen. Ihre mangelhafte Selbstkontrolle läßt sie geistigen Neuerwerb als überflüssig geringschätzen. Dann steht und fällt ihre Bedeutung mit ihrer primären Veranlagung, mit dem Erbgut der Ahnen, das sie übernahmen und ohne wesentliche Veränderung verdienstlos konservierten. In so gearteten Naturen behält der Temperamentscharakter dauernd die Herrschaft über etwa vorhandene künstlerische Neigungen. Sie gelangen schwierig zu einem Urteil über ihr Werk, sehen nur undeutlich ihre natürliche Begrenztheit und verlieren das Gefühl für ihre individuelle Richtung. Dadurch geraten sie leicht in Abhängigkeit von Schlagworten und anderen falschen Gesetzen. Genies dieser Gattung werden gleichwohl gewaltige Werke schaffen. Geringere hingegen benötigen als partielles Korrektiv intellektuelle Ergänzungen, wie Klugheit, Findigkeit, anekdotischen Witz u. dgl., die aber schließlich zur Annäherung an wirkliche Kulturwerte doch nicht beitragen können. Eine Kette mit ähnlichen Gliedern deckt Albert Plattner mit seinen Bildern auf. Die auf der Schule notdürftig erlernte Malersprache hat er allmählich ausgebaut, ohne nach seinen individuellen Ausdrucksmitteln zu suchen. Er hat sich im Gegenteil dem Erlernten angepaßt. Deshalb findet man neben einem sympathischen Mangel an technischer Routine auch einen unsympathischen konventionell-akademischen Zug. Aber auch seine psychische Unreife, die ihn verleitet Gefühle darzustellen, die er gar nicht innerlich erlebte, ist aus seinem Naturell erklärlich, das den Applaus einer breiteren Schichte und in lauterer Weise für das nackte Leben braucht, und daher vornehmlich produziert, um zu gefallen. Das setzt natürlich voraus, daß seine Phantasie nie Herr über ihn wird, sondern eine sekundäre Untertanenrolle spielt, und daß er nicht aus innerer Bedrängnis heraus schafft, sondern von außen nach innen „komponiert". In der Tat sucht man in seinen neuesten Bildern vergeblich nach überzeugenden, bedeutenden und ursprünglichen Merkmalen. Man findet nur eine Mittelmäßigkeit, deren zwangsläufige Entwickelung zum Epigonentum führt, und die mit

überlieferten und allgemein zugänglichen Elementen sich vollauf zufrieden gibt, weil ihr diese schon bedeutend genug erscheinen. Aus diesem gewöhnlichen Materiale baut er aber auch nichts Ungewöhnliches auf. Dies fällt umso deutlicher auf, je ausgeführter die Bilder sind, je vollständiger also der Meister sein Gefühl im Bilde unterbringt. Je mehr er z. B. versucht, seinen Bauern jene Wucht zu geben, die Egger-Lienz findet, desto mehr werden es Industrie-Klachel aus der Stadtumgebung in einer sentimentalen Kulissenpose. Nur weil die angestrebte Wucht in der Seele des Malers keine Resonanz findet, ändert sie sich in Rohheit und dann in deren Angstreaktion, die Sentimentalität. Dies erklärt auch die Tatsache, daß das Kaiserbild im Barocksaal, beispiellos brutal in Ausdruck und Mache, und das Bild bei Wagner, mit dem wässerigen Theatertiroler, aus derselben Schaffensperiode desselben Malers stammen. Überall aber, wo Albert Plattner mehr mit der Schärfe seines Auges als mit der Tiefe seines Gemütes arbeitet, gelingen ihm schöne Stücke. Die Wolken im Erntebild und die Ochsenköpfe sind sogar sehr gut. Als Wandfüllungen passen sich die Bilder allerdings weder in Ton, noch in Farbe und Gliederung dem Raume ein. Aber für ähnliche Aufgaben mangelt es Plattner auch an Uebung. Sein Bestes hat er geliefert, im allerbesten Glauben an sich selbst. Und diese heroische Selbstzufriedenheit hat so viel Ansteckendes, daß Plattner stets so viel Publikum haben wird, als er benötigt, um irgend eine Fahne — etwa die der „Kunst für das Volk" — unentwegt und auch fernerhin irgend jemandem vorantragen zu können.

F. F. Rizzi: Kollektivausstellung im Museum Ferdinandeum. Mit der gauklerischen Geschicklichkeit, die südliche Völker auszeichnet, geht der Maler die schwierigsten Probleme an. Seine Bilder sind wie italienische Gasthöfe: eine Marmortreppe, aber kein Abort. Viel Prätention, aber kein Abflußkanal für Verbrauchtes, Uebles. Ein Konglomerat von Impetus und Impotenz, von Geduld und grandioser Leichtfertigkeit, von Temperament und Wahllosigkeit, in einem Klexensabbath Oedes und Gutes durcheinander tummelnd und verwirrend. Heimische Felsen tanzen demonstrativ zu der Totenstarre einzelner Häuser, überraschende Naturtreue wechselt mit leerer Manier, künstlerische Anfänge mit geschmackloseste Kitsch. Die Porträts sind entsetzlich in ihrer photographischen Aehnlichkeit und die richtige Kunst fürs Volk. Daneben ein paar Landschaften, die wenigstens in Details sehr gut sind. Wie die Ladiner Kunst betreiben, ist eben ein eigenes Kapitel. Sie sind unsere heimischen Amerikaner mit dem harten, kommerziellen Bewußtsein, das die Kultur im Geld und merkwürdiger-

weise das Geld in Kulturdingen sucht. Sie zählen zwar auch Tizian zu den ihren, aber erst die Späteren haben aus der Kunst Industrie gemolken und damit die Entwicklung des Kunstsinnes vorausgesehen. Trotzdem — was wäre Rizzi für ein prächtiger Gehilfe! Für größere, dekorative Arbeiten wäre er wie geschaffen als untergebener Mitarbeiter. Warum hat man die Unselbständigkeit der Maler abgeschafft? Um wie viel besser stünde so einer da als heute — nur Gott allein über sich!

Professor Hans Larch: Kinderreigen, Plastik (Wagnersche Buchhandlung). Bitte eine Enquete einzuberufen, die darüber entscheiden soll, wer in ganz Innsbruck einen solchen Quark auszustellen und mit „Professor soundso" zu signieren wagt, wer sonst als ein k. k. Professor einer k. k. Staatsgewerbeschule! Einstweilen eine Ideenassoziation: Bildhauer — kann nix — also Staatsversorgung — Protektion — Professor — nicht mehr nötig — Schlaf — Hühneraugen auf Gesäß — geaichte Patzerei — volle Pension — Respekt! . . . . Aber wozu ausstellen?

A. Koerner. Zwei Landschaften, ein Blumenstück. (Wagnersche Buchhandlung.) Noch sehr unfertige Malerei, im Sehen und Wiedergeben noch roh und wenig differenziert. Aber es ist vielversprechend, auf was der Maler in der Natur reagiert, und daß er es ungeschminkt tut, ohne sich die Brille eines anderen zu leihen. Benedikt.

Freiwillige Anzeige.

Soeben erschien im Verlag Deutsche Buchhandlung Bozen:

Adolf Erwin Porth

„Brenner" contra Hoffensthal

Ein offenes Wort über die Verrohung der Kritik

Aus dem Inhalt:

Die „jungen Gänse" — das sind die Damen, die sich für den Dichter Hoffensthal erwärmten! Es sind die Damen, die er durch seine Helene Laasen für das Edle empfänglich gemacht, durch seine Lori Graff vor dem Untergange gerettet und vor gewissen Wegen gewarnt hat! Vor jenen Wegen, die heute der „Brenner" kultiviert und dekoriert, vor den Wegen, die zum Laster, zur Prostitution führen müssen! Man gebe einmal unseren Damen nichts als Dallago in die Hand, man ertöte einmal systematisch ihr Schamgefühl, umgebe sie mit den Geilheiten und Wollustduselein, die dieser „chinesische Weise" so verschwenderisch auszustreuen versteht! Dann werden sie zwar nicht mehr lange als „Gänse" fungieren, dafür aber sich und die nach ihnen kommen langsam, aber sicher ruinieren! Denn es ist etwas ernstes um die Literatur! Ernstes auch dann, wenn man noch so frei und tolerant denkt! Es ist nicht jedermanns Sache, sich für Dirnen zu opfern und daß sich unsere Damen für Hoffensthal und gegen Dallago entschieden haben, ist eine Sache, die ihnen nur zur Ehre gereicht! Sie haben damit bewiesen, daß das Gift seine Wirkung noch nicht getan! Und dem ist gut so!

Preis nur 60 Heller.

* * *

Gleichzeitig erschien bei Egon Fleischel & Co., Berlin:

Hans von Hoffensthal

Das dritte Licht

Ein moderner Don Juan-Roman

Preis brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K. 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.